

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Esther. Eine Jugenderinnerung von * * *

[urn:nbn:de:bsz:31-338847](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338847)

Esther

Eine Jugenderinnerung von * * *

Die Vorbereitungszeit auf meine Erstkommunion ist mir geheiligt durch ein wunderbares Erlebnis. Ich kann es noch gut erzählen, es ist noch alles lebendig, leis verklärt vielleicht durch die Jahre, die darüber hingingen.

Es ist die Geschichte einer Kinderfreundschaft, klar und schön wie ein anbrechender Frühlingmorgen und wie ein kleines Lied, das scheu und herb beginnt und bald sich hebt zu tiefster Innigkeit. Der Schlußgesang aber wurde im Himmel gesungen.

*

Meine kleine Freundin Esther war ein stilles Judenkind mit kastanienbraunem Krauskopf und traurigen Kehaugen. Täglich gingen wir miteinander von unserem Dorf zur Stadt in die Schule. Es führte ein langweiliger Weg über ein anderes Dorf zur Stadt, den mochten wir nicht. Viel lieber gingen wir den kleinen Pfad durchs Wiesental. O über dieses liebe Wiesengeweg! Ich muß es doch noch einmal gehen im Leben. Wars schöner im Winter, wenn wir in der Morgendämmerung die ersten Stapsen durch den Neuschnee machten, eiligst, daß nur ja die Buben uns nicht zuvorkommen sollten? Oder an den Sommerabenden heimzu, wenn alle Grillen geigten im sonnenmüden Gras, und die Frösche schrien und sich keine Pause gönnten? Und die Freud', wenn die Wässergraben zugefroren waren! Da war das Essen daheim lang verprußelt, bis wir endlich von der Schule zurückkamen mit roten Backen und heißen Ohren vor lauter Schleifen auf dem spiegelklaren Eise. Es war unser Reich, dies Wiesental, wir wußten, wo die innigen Bergischmeinnicht standen, wir fingen die lustigen Feldmäuslein und ließen sie in unseren Händen pfeifen, bis sie mit den nadelspitzen Zähnen in die Finger bissen. An den zwei Brunnenhäuslein saßen wir oft und hielten das Ohr an das Türchen, dann hörten wir für gewiß das Plätschern der kleinen Kinder, die dort drin wuchsen. Ganz verbogen war das Türlein, so sehr haben wir probiert, es aufzubrechen. Aber nur die Kinderbas hatte den Schlüssel und holte damit die kleinen Kinder und brachte sie den Eltern. Und kamen wir am Ende des Weges an den Bach, dort wo er die Räder der Klostermühle treibt, mußte ich immer anhalten wie vor einem Stück Heimat. Diese Mühle hatte meinem Großvater gehört, und meine Mutter war als Kind dort am Wehr in den weißen Gischt gefallen und beinahe ertrunken. Das mußte ich Esther immer wieder zeigen.

Dort war es auch, wo wir ahnungslosen Kinder die Leiche eines Selbstmörders treiben sahen, von dort an war uns das Wasser dunkel und unheimlich.

Aber das Wiesengeweg war nicht das Schönste, das Allerschönste kommt noch.

Ich war etwa 12 Jahre alt damals, sonnig und froh. Alles Heldische zog mich an. Es gab sicher kein halbsbrecherisches Kunststück, das ich den Buben nicht gleichtat. Ich höre meine Großmutter heut noch jammern: „Drei Buben sind an dem Mädchel verloren gegangen, und es wäre noch ein Mädchen übriggeblieben.“

Das wurde ganz anders, als mein Kommunionunterricht begann. Ein Neues ging mir auf: das innere Heldentum, der Kampf um das Gute im eigenen Herzen.

Esther sah verwundert, wie still ich geworden war. Lange wollte ich es ihr nicht sagen. Einmal aber, als mir das Herz übertoll war, erzählte ich ihr doch von meinem Glück als Kommunionkind und von dem Vorbereitungsunterricht. Sie hörte ernsthaft zu und meinte dann: „D euer Pfarrer hat ja rote Haare.“ Da fing ich aber an zu eifern: „Auf das Herz sieht Gott, gerade das lerne ich eben und unser Pfarrer hat den Heiland lieb.“

Sie hatte noch einen Trumpf: „Beichten müßt ihr, ich bin froh, daß ich das nicht zu tun brauche.“

Ein paar Tage später fing sie von selber an: „Euer Heiland hat euch betrogen, und ihr glaubt an ihn. Unser Rabbiner hat es gesagt.“

Da nahm ich den Kampf auf für Christus mit der ganzen Leidenschaftlichkeit meines jungen Herzens: „Wir lieben ihn, wir glauben an ihn. Er hat uns erlöst. Er hat auch euch erlösen wollen, aber ihr halsstarrigen Juden habt ihn getötet. Er ist Gottes Sohn selber gewesen, und ihr habt ihn gekreuzigt.“

„Dafür kann ich nichts,“ sagte Esther nach einer Stille mit großem Ernste.

Von da an sprachen wir fast täglich von Christus. Ich war froh, jemand von meinem Glück reden zu können, ihr war es etwas Neues, mich erzählen zu hören von der Arbeit an der Seele.

„Bei uns daheim redet niemand von der Seele“, sagte sie einmal. „Aber ich habe eine Seele, sie tut mir oft weh.“ Und auf einmal vertraute sie mir an, daß sie schon lange wie ich auch, den Hauptfehler gesucht habe und täglich ihr Gewissen erforsche am Abend. Ich erzählte ihr von hl. Märtyrern, vom Heldenknaben Tarzistus, alles, was mir im Kommunionunterricht das Herz entzündete, trug ich zu ihr. Sie konnte nie genug hören. Es waren aber nicht meine kindlichen Unterweisungen, es war der Herztou der Liebe, der durch mein Erzählen klang, der sie aufhorchen ließ, und von dem sie nimmer loskam. „Liebst du ihn so?“, fragte sie wohl hundertmal. Wie tief aber

meine Worte in ihr Herz gefallen waren, wußte ich damals noch nicht.

Einmal, als sie ganz kindlich fragte: „Du, wie kann man Gott essen?“ wies ich sie hochmütig zurück. „Das verstehst du doch nicht, du bist ja eine Jüdin.“

„Du hast aber gesagt, der Heiland sei für alle Menschen auf die Erde gekommen. Warum nicht für mich?“

Sie fragte es so traurig, aber ich entgegnete hart: „Du bist nicht auf seinen Namen getauft.“ Damit hatte ich ihr den Mund zugeschlossen. Ich schämte mich gleich meiner Härte, aber ich mochte es nicht eingestehen. So mieden wir verstimmt jedes Gespräch über religiöse Dinge. Es schien, als seien die guten Worte alle verloren, die zwischen uns hin- und hergegangen waren. Aber die Dinge Gottes geschehen in der Stille und nach der Weise des Samenkorns. Liegt das nicht in der Ackerfurche wie tot und begraben? Aber unversehens keimt es, und zu seiner Zeit kommt es sieghaft ans Licht. So ist es mit jedem Wort von Gott. Oft scheint es vergessen und verloren. Aber im Seelengrund, unbeachtet lebt es und wartet nur auf ein großes Leid, das es rasch zu Blüte und Frucht reift.

*

Esther fehlte auf einmal in der Schule. Sie hat oft fehlen müssen, zart und fein, wie sie war. Diesmal aber hatte es mit einem bösen Husten angefangen. Dann wurde eine Rippenfellentzündung daraus, von der sie nimmer genesen konnte. Sie lag so geduldig in ihrem Bett. Was wissen Kinder von den inneren Verheerungen der Krankheit! Sie freute sich auf den Sommer, wo sie im Schwarzwald sich erholen dürfte. Ich saß fast täglich bei ihr.

Anfangs brachte ich ihr die Aufgaben von der Schule. Später, als das Fieber immer mehr an ihr zehrte, konnte sie nicht mehr lernen. Die ersten Gänseblümchen von unserem Wiesweg legte ich auf ihre Decke. Sie nahm sie in ihre mageren Hände: „Sie haben noch so kurze Stielchen. Sie sind in der neuen Sonne gewachsen.“

Ganz unvermittelt bat sie mich einmal um ein Buch vom Heiland. Was hatte ich Besseres als den „Weißen Sonntag?“ Wir versteckten ihn unter ihrer Matratze samt dem Katechismus. Die Krankenschwester, die dort die Bücher fand, war sehr erstaunt, aber sie verriet uns nicht. Ahnte sie, was hier vorging? Vielleicht hat sie im stillen mit uns gebetet, Gott weiß es. Sie hat das Kind sehr lieb gehabt. Als Esther mir die Entdeckung der Schwester erzählte, sagte sie dazu still verstonnen: „Ich hab als gemeint, nur die Erstkommunikanten lieben ihn so, und auch die nicht lang, aber die Schwester hat gerade so vom Heiland gesprochen wie du.“

Die Eltern von Esther hatten eine Gastwirtschaft. Das Krankenzimmer lag gerade neben der Wirtschaft. Wenn wir zwei Kinder still



o dieses Wiesweglein

waren, hörten wir die Zurufe der Kartenspieler oder ein grobes Lied. Hie und da kam die Mutter zu der Kranken und streichelte ihr über Hände und Haar. „Wie geht ders Herzlecher, magste was harve mei Schägelcher? Sie nemmt mer nig meh ab, grad trinke un trinke! Siehste, nu fängste scho widderr a zu huschte vun dem wischte Raach, awer was kann mer mache, es is halt's Geschäft. Ich geh widderr, Herzkind.“ Dann legte sie mir die Hand auf den Kopf: „Bist e gut Kind, daß de alle Dag zur Esther kommst. Du bleibst doch noch for e halb Stündcher? Ich hab alle Händ voll zu dun.“

Süße, zärtliche Worte, aber die Hast und Eile, mit der sie gesprochen wurden, machten sie bitter. Esther sah der Mutter immer traurig nach, und einmal seufzte sie auf: „Bei uns redet niemand von Gott. Nur immer vom Geld und vom Geschäft, du hörst es ja. Weißt du, Hede, wir sind auch nicht mehr fromm. Wir essen schon lange nicht mehr koscher. Schon wegen unserer Wirtschaft, wo oft Christen essen.“ Und ganz heimlich und bekümmert: „Mein Vater isst Schweinefleisch und lacht noch dazu. Aber das darfst du niemand sagen.“ Und nach einem Seufzer: „Ich möchte so gerne fromm sein wie du.“

Dann kam ein trauriger, trauriger Tag. Ich saß wieder bei Esther am Bett. Eine Lante aus Frankfuct war zu Besuch gekommen, hatte sich mit lauten Worten und vielen Zärtlichkeiten auf das kranke Kind gestürzt und eine Menge Geschenke auf seiner Decke aufgetürmt. Dann war sie hinausgeeilt in die Küche zur Mutter und lärmte dort weiter. Esther lag ganz erschöpft mit geschlossenen Augen. Ich wischte ihr den Schweiß von der Stirne und räumte ihr die

Geschenke von der Brust. Da hörten wir durch die angelehnte Tür wie die Mutter aufweinte: „O gell, du siehst es aach, wie a Leich sieht se aus, mei armes Kind. De Doktor sacht mers aach un die Schwester. Awer ich kann se doch nit hergerwe, 's beschte is se, 's allerbescht vun meine Rinner all!“

Auch die Tante weinte, als sie tröstete: „Du hast ja noch neun Kinder. Such doch do, den lieve, klaane Benjaminche.“

Ich machte mechanisch die Türe zu als ob man die Worte noch einmal hinausperren könnte wie ein böses Tier. Aber sie waren schon hereingedrungen bis in Esthers armes Kinderherz. Sie hatte sich im Bett aufgerichtet und saß keuchend mit weitgeöffneten Augen, aus denen die Angst schrie.

„Hast du's gehört, Hede, sterben, o Hede, Hede!“

Ich legte sie zurück, ich faßte sie an den Händen, sie stieß mich weg, „Sterben muß ich“, keuchte das arme Kind, bis ein Hustenanfall ihr die Stimme erstickte. Es riß den elenden Körper auf und ab, auf einmal kam mit dem Husten eine dunkle Blutwelle über die Lippen und färbte das Hemd rot. Ich reichte ihr ein Tuch, es war nicht das erstemal, daß ich das sah. Eine Weile lag sie mit geschlossenen Augen wie tot. Dann brach sie in ein Schluchzen aus, daß es ihr ganze Stöße gab. „Das sind keine Tränen mehr,“ dachte ich, „das sind Zähren.“ „Das ist nun die Angst und das Weh, wovon in den Büchern steht und in den Gedichten.“ Zum erstenmal in meinem jungen Leben sehe ich vor dem Uelaut des Schmerzes. O helfen können, warum kann ich nicht helfen? Die Hälfte meines Lebens gäbe ich, um das verlöschende hier zu verlängern. O warum weiß ich keinen Trost?

Ich weiß gar nichts, ich habe gar nichts. Ich ballte die Hände zu Fäusten und beiße mir die Lippen wund in wildem Schmerz. Aber gegen wen will ich denn kämpfen? Vor wem Esther schützen? Gegen die Mutter, die Tante? Aber sagten sie nicht die Wahrheit?

Gott ist es doch, der Esthers Tod will! Nun löst sich der Krampf in mir. Gegen Gottes Willen darf man nicht kämpfen, gar ein Erstkommunikant! Jetzt kann ich weinen, und wir zwei Kinder weinen miteinander ohne Trost. Endlich ist Esther stiller geworden. Sie wimmert nur noch vor sich hin. Ich fasse ihre durchsichtigen Hände. „Esther, der Heiland hat vor dir die Todesangst gelitten, in Gethsemane, weist du's noch?“ Aber das ist kein Trost. Ihr schmales Gesichtlein wird noch verzweifelter, als sie klagt: „Ich gehöre ja nicht zu ihm, ich bin ja nicht auf seinen Namen getauft.“

Ich höre den Vorwurf und verstumme. Da geht mir jäh ein Gedanke auf, und nach einem schnellen Herzstoß sage ich ihn laut: „Esther, willst du, daß ich dich taufe? Ich kann dich richtig taufen.“

Eine Weile ist es still. In des Kindes Gesicht arbeitet es. Dann kommt es wie ein Hauch

von den blassen Lippen: „Und meine Eltern und Geschwister?“

„Du kannst für sie bitten bei Gott.“

„Aber sie dürfen es nie erfahren, auch nicht wenn — wenn ich gestorben bin.“

Nun kommen schon wieder die Tränen. „Schwöre mir, daß du es nie sagen wirst.“

Ich lege meine Hand in die ihre. „Heut abend oder morgen taufe ich dich, Esther.“

„Ich habe aber viele Sünden Hede.“

„Die Taufe nimmt alle Sünden von dir weg.“

Nun liegt sie still und sinnt. Die Mutter kommt herein mit verweintem Gesicht und sagt zu mir: „Kommste heut abend e bißcher zur Esther. Wir have e Bauernversammlung, und mein Mann is iver Feld.“ Ich schaue das Kind an, und es mich. „Heut abend“, sagt dieser Blick. „Heut abend“ sagt unser Händedruck. Wir hatten ein Geheimnis miteinander, ein heiliges Geheimnis. — Daheim wurde ich ausgefragt wegen meinem verweintem Gesicht. Ich konnte nichts sagen. Die Mutter sah es gar nicht gern, wenn ich zu der Freundin ging. Sie fürchtete eine Ansteckung. Meine Geschwister spielten, die Mutter und die Schwester waren in der Küche. Es war alles wie sonst. Ich sah es flüchtig, mit abwesenden Augen. Ich kam aus einer andern Welt. Mein Geheimnis wollte mich fast erdrücken. So gern hätte ich es einem andern Menschen gesagt. Der großen Schwester? Meinem Lieblingsbruder, der sonst mein Vertrauter war? Aber ich hatte ja einen Schwur getan, den ersten in meinem Leben. Unseren Kleinsten hob ich aus seinem Bettlein und drückte ihn an mich, daß er aufschrie.

Sobald ich mich daheim fortstehlen konnte, trug ich mein Geheimnis in die Kirche. Im Vorgarten stand der hl. Nepomuk. Ich weiß nimmer, warum er von der Brücke dahin kam. Der Herr Pfarrer hatte mir ein liebes Amtlein gegeben: das Vorgärtlein zu den Füßen des Heiligen mit Blumen zu schmücken den ganzen Sommer lang. Darum war der hl. Nepomuk ganz besonders mein Heiliger. Er stand wie immer, den Zeigefinger auf den Lippen. Ich faßte ihn am Arm und schaute zu ihm auf: „Du, ich muß jetzt auch schweigen wie du!“ Dann trug ich mein Geheimnis in die Kirche zur Gottesmutter.

Dem Schutzengel, der Namenspatronin, allen Heiligen, wie sie nur in einem Kinderherzen wohnen, vertraute ich es an.

Ich hatte ein Gläschlein bei mir und wollte Laufwasser holen. Der hl. Johannes auf dem Deckel des Laufbeckens schaute mich ernst an.

„Ach du lieber hl. Johannes, was bist du so schwer!“ Meine Kinderhände konnten den Deckel nicht wegheben. Es war schon so, er, der so viele getauft hatte, verwehrte mir das Laufwasser. Schließlich holte ich mir Weihwasser am Türeingang. Heute wagte ich mich ganz hinauf zum Hochaltar. Wie glühend hatte ich immer die Brüder beneidet, weil sie ministrirten durften! Heimlich hatte ich die Messgebete gelernt und hundertmal zur Messe gedient in

meinen Gedanken. War ich heut nicht ein Priester, ein Missionar?

*

In der verdämmernden Kirche steht ein Kind am Altar. Es stellt das hl. Wasser auf den Altartisch. Eine große Verzagttheit ist auf einmal in sein Herz gekommen. Es fängt an, zu ahnen, daß sein Geheimnis neben dem Jubel die Schwere der Verantwortung in sich birgt. Der Pfarrer weiß nichts von seinem Vorhaben. Hätte es ihn fragen müssen? Sind so heimliche Dinge, die nicht einmal die Mutter weiß, nicht unrecht? Ist es nicht schlecht, in ein Haus zu gehen wie ein Dieb in der Nacht und den Eltern die Seele ihres Kindes wegzunehmen? Und sie haben doch ihren Berthes, die Gänsegrieben, den Ostermazzen mit dir geteilt! Das ist eine arge Bedrängnis.

In seiner Angst fängt das Kind an, laut zu beten. „Hörst du, wie laut mein Herz klopft lieber Heiland? Eine Seele hab ich dir bringen wollen. Nun habe ich Angst vor dem Heiligen. Darf das ein Kind nicht tun? Dürfen das nur große Leute tun, Priester mit geweihten Händen? Kann ich denn noch einmal zurück? Ist doch die Liebe zu Dir in dem Kommunionkind aufgeglüht und hat Flammen geschlagen hinüber in ein anderes Kinderherz, das muß sich nun sehnen nach Dir. Nein, das sind böse Stimmen, die mich abhalten wollen. Gib Du mir Deinen Segen, daß ich alles recht mache!“

*

Esthers Mutter empfing mich froh. „Gehe nur rein, sie wartet so auf dich.“

Das Kind lag mit fieberheißem Gesicht und großen, glänzenden Augen. Ihr Bett war neu bezogen, sie selber hatte ein frisches Nachtgewand an.

„Es waren überall Blutsflecken, und ich wollte alles rein haben, weil Er kommt,“ sagte sie.

„Wir müssen erst beten,“ schlug ich vor, und nach einigem Besinnen betete ich das Schulgebet: Komm Heiliger Geist . . .

Esther lag mit gefalteten Händen. Auf einmal winkte sie mir, zog mich ganz nah zu sich,

daß ich das Klopfen ihres Herzens spürte und flüsterte:

„Vorher mußt du es mir noch einmal sagen. Ist auch alles ganz wirklich wahr, Hede?“

„So wahr Gott im Himmel ist, Esther.“

„Dann taufe mich rasch, ehe die Mutter oder sonst jemand kommt.“

„Du mußt dir einen hl. Namen wählen.“

„Dann will ich Maria heißen, wie Seine Mutter.“

Ich schob ihr ein großes Badetuch unter den Kopf und goß mit zitternden Händen das Weihwasser über ihre Stirne. „Maria, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Hl. Geistes.“

Keine Kerze hat gebrannt. Unsere Herzen brannten. Niemand war Zeuge, aber unsere Engel waren dabei. Man müßte das Te Deum singen, dachte ich, so feierlich war mir. In der Wirtsstube nebenan wurde ein Vortrag gehalten, die Versammlung schrie Beifall. Uns störte das nicht. Esther weint leise. Vor Glück, vor Weh?

Sie ist eine Heilige, meine kleine Heilige!

„Ich bin deine Taufpatin, Esther, von heut an bin ich zu dir wie verwandt.“

Ich küßte sie auf die geheiligte Stirn. Ich habe kein anderes Patengeschenk, ich bin so arm. Aber Esther ist ja noch ärmer. So arm ist sie, daß sie das Bildlein, das ich ihr schenken könnte, nicht ein-

mal behalten dürfte.

„Kann ich nun sterben, Hede?“

„Nun ist alles gut, o so gut! Er kommt dir entgegen. Er ruft dich mit deinem neuen Namen. Bitte ihn dann auch für mich, daß ich ein gutes Kommunionkind werde.“

Ich wische ihr die Tränen weg, die unaufhörlich über das elende Gesichtchen rinnen.

„Weißten Sonntag hätte ich auch noch haben mögen,“ flüstert sie.

„Du wirst ihn im Himmel feiern, schöner als ich.“

Ich konnte mich schier nicht trennen von meiner Esther an diesem Abend. Damals war sie mir lieber als alle Geschwister. Aber die Krankenschwester kam und schickte mich heim. In der Nacht lag ich lange wach. Es wollte gar nicht dunkel werden in dieser Nacht.



Ich saß fast täglich bei ihr

Das kam von der tiefen Freude, die in mir
gewesen ist wie ein Leuchten.

*

Ich habe Esther nie mehr gesehen. Zweimal
wollte ich noch zu ihr gehen. Einmal schlief sie,
und man wollte sie nicht wecken. Als ich das
letzte Mal in ihr Haus kam, lag sie im Todes-
kampfe. Ich hörte sie heftig röcheln. Hinein
zu ihr durfte ich nicht. In der Nacht starb sie.

Sie liegt auf dem israelitischen Friedhof begraben.
Sie hat vor mir ihren Weissen Sonntag
gefeiert.

Es steckt mir schon lang ein Schluchzen in der
Kehle. Und jetzt am Ende meiner Geschichte
bricht ein unstillbares Weinen auf.

Ach lange schon kamen Schuld und Irrtum
wie Frühreif in den hl. Garten meines Kinder-
herzens. Und es bleibt mir nur bitterliches
Heimweh nach dem Paradies meines sieghaften
Kindergläubens.



Des Sultans Töchterlein

Aus des Knaben Wunderhorn

Der Sultan hat ein Töchterlein,
Die war früh aufgestanden,
Wohl um zu pflücken die Blümelein
In ihres Vaters Garten.

Da sie die schönen Blümelein
So glänzen sah im Laue:
„Wer mag der Blümelein Meister sein?“
Gedachte die Jungfrau.

Er muß ein großer Meister sein,
Ein Herr von hohen Werten,
Der da die schönen Blümelein
Pflüzt wachsen aus der Erden.

Ich hab ihn tief im Herzen lieb,
O dürft ich ihn anschauen!
Gern ließ ich meines Vaters Reich
Und wollt sein Gärtlein bauen.“

Da kam zu ihr um Mitternacht
Ein heller Mann gegangen,
„Tu auf, tu auf, viel schöne Magd,
Mit Lieb bin ich umfängen.“

Und schnell die Magd ihr Bettlein ließ,
Zum Fenster tät sie gehen,
Sah Jesum, ihr viel schönes Lieb
So herrlich vor sich stehen.

Sie öffnet ihm voll Freudigkeit,
Sie neigt sich tief zur Erden,
Und bot ihm freundlich gute Zeit,
Mit sitzamen Gebärden.

„Woher, woher, o Jüngling schön?
In meines Vaters Reichen
Mag keiner dir zur Seite geh'n,
Eich keiner dir vergleichen.“

„Viel schöne Magd, du dachtest mein,
Um dich bin ich nun kummern,
Aus meines Vaters Königreich,
Ich bin der Meister der Blumen.“

„O Herr, o Herr, wie weit, wie weit
Ist's zu des Vaters Garten?
Dort möcht ich wohl in Ewigkeit
Der schönen Blumen warten.“

„Mein Garten liegt in Ewigkeit
Und noch viel tausend Meilen,
Da will ich dir zum Brautgeschmeid
Ein Kränzlein rot erteilen.“

Da nahm er von dem Finger sein
Ein Ring von Sonnengolde
Und fragt, ob Sultans Töchterlein
Sein Bräutlein werden wollte.

Und da sie ihm die Liebe bot,
Sein Wunden sich ergossen:
„O Lieb, wie ist dein Herz so rot,
Dein Hände tragen Rosen.“

„Mein Herz, das ist um dich so rot,
Für dich trag ich die Rosen,
Ich brach sie dir im Liebestod,
Als ich mein Blut vergossen.“

Mein Vater ruft, nun schürz dich, Braut!
Ich hab dich längst erfodten.“
Sie hat auf Jesu Lieb vertraut,
Ihr Kränzlein war geflodten.